

VII.

Spinozas Bildnis.

Von
A. Levy (Hamburg).

Das Maiheft des laufenden Jahrgangs von „Westermanns Monatsheften“ bringt den Spinoza-Verehrern eine freudige Überraschung. Dort publiziert ein Herr Altkirch ein bislang unbekanntes Bildnis des großen Philosophen, und zwar eines, das uns anscheinend den holländischen Weisen in der Blüte der Jahre zeigt. Damit wäre also endlich die klaffende Lücke ausgefüllt, die so vieles aus der Jünglingszeit Spinozas in Dunkel gehüllt ließ, wir besäßen nun ein Abbild seiner Züge aus der Periode, wo sich die ewigen Gedanken über Gott und die Dinge in ihm bildeten und noch mitten im Kristallisieren begriffen waren, mit einem Worte, wir fühlten uns dem Menschen Spinoza um ein bedeutendes Stück zeitlich nähergerückt, dem Menschen Spinoza, der sich in seinen Schriften und Werken, ja meistens sogar in seinen Briefen in den Mantel reifer Objektivität hüllt. Denn wir kennen doch nur die als Wesen, die gleich uns geliebt, gekämpft und gelitten haben, von denen wir wissen, daß hinter ihnen ganz wie hinter uns ein einstiges Werden, eine Jugend liegt!

Welche Zeugnisse bringt nun der glückliche Publizist des kostbaren Schatzes, um die Echtheit des neuen Bildes außer Frage zu stellen? Da es hier um einen Großen geht, der der Geschichte des menschlichen Geistes angehört, müssen wir die allergewichtigsten, die gediegensten und evidentesten Beweise dafür fordern, daß uns nicht das Antlitz einer anderen Person für des Philosophen Züge dargeboten werde. Ganz wie es das gerichtliche Verfahren vorschreibt, daß der Kläger für die Richtigkeit seines Klageanspruchs Beweise beizubringen hat, und wie es nicht die Aufgabe des Beklagten ist,

seinerseits dem Richter die Nichtigkeit des klägerischen Anspruchs zu demonstrieren, ganz so fordern wir zunächst von Herrn Altkirch die Argumente, mit denen er seine Behauptung belegen kann. Vielleicht, daß wir, im Falle uns seine Nachweise nicht genügen, noch weitergehen und uns entschließen, aus dem passiven Anhören und Urteilen in eine aktive Analyse einzutreten.

Die Vorgeschichte des neuen Bildes ist sehr einfach. Eine in Hamburg wohnende Dame, deren Name die Sache nichts angeht, ist im Besitze eines kleinen auf Holz in Öl gemalten Bildes (Brustbild), das ihr Vater angeblich aus Holland als Ehrengeschenk erhalten hatte. Dieses Bildnis ist 15—17 cm hoch und 12—14 cm breit. Es stellt einen jungen Mann, offenbar jüdischer Abkunft, dar, der krauses, schwarzes Haar hat und einen Bart — Schnurrbart und Backenbart — trägt. Auf der Rückseite des Bildes stehen in hebräischen und lateinischen Lettern die Worte „Baruch Spinoza“, darunter ist die Jahreszahl 1660 angegeben. Dieses Bild ist es, das im Maiheft der schon genannten Zeitschrift in photographischer Reproduktion auf Veranlassung jenes Herrn Altkirch, dem es zu Gesicht gekommen war, dem Publikum vorgeführt wird. Die Behauptungen, die der Auffinder des Porträts für dessen Echtheit aufstellt und gegen die nach seiner Ansicht nichts Stichhaltiges einzuwenden ist, mögen hier folgen.

Zunächst sollen wir ein Bild Spinozas vor uns haben, des Spinoza, der den theologisch-politischen Traktat verfaßt hat und dessen Erhabenheit, Weisheit und Milde uns aus den Worten seiner „Ethik“ entgegentönt. Also ein Bild des Philosophen Benedictus de Spinoza.

Sodann wird uns gesagt, daß dieses Bild — sein Publizist nimmt es als so gut wie sicher an — aus dem Jahre 1660 stamme. Im Zusammenhang hiermit wird behauptet, Spinoza habe nicht, wie seine Biographen angeben, zwanzig Jahre, vielmehr nur etwa zwölf Jahre „an der Schwindsucht gelitten“. Da diese zwölf Krankheitsjahre — immer nach Meinung des Herrn Altkirch — die letzten zwölf Lebensjahre Spinozas gewesen sein müssen, so zeigt uns das vorgeblich um 1660, also 17 Jahre vor Spinozas Tode entstandene Porträt den Philosophen noch bei guter Gesundheit im Alter von etwa 28 Jahren: es wäre also ein Jugendbildnis Spinozas, das aufgefunden sein soll.

Von den Gründen, mit denen die Echtheit des neuen Bildes belegt werden könnte, muß einer ohne weiteres als unwissenschaftlich aus-

scheiden. Gemeint ist das Argument, das sich darauf stützt, daß auf der Rückseite des Holztäfelchens der Name des Philosophen geschrieben steht. Solange man nicht weiß, wer der Verfertiger des Bildes ist und die näheren Umstände nicht kennt, die jene Namensaufschrift veranlaßt haben, kann wohl ein kindliches Begriffsvermögen sich einreden, der Mann auf dem Bilde heiße so, wie es daneben vermerkt stehe; jeder Kunstkenner aber weiß, daß für die Bedeutung und Entstehungszeit eines Gemäldes derartige äußerliche Merkmale höchst trügerisch sind und sich hinter ihnen vielfach geschickte Täuschungen verbergen. So wenig der Spinoza-Forscher daraus, daß sich in einem Exemplar der Schrift „Über den Regenbogen“ eine Darstellung der Wahrscheinlichkeitsrechnung eingeklebt fand, etwas schließen darf, diese sei eine Arbeit Spinozas, so wenig darf aus der Namensaufschrift „Baruch Spinoza“ gefolgert werden, das mit ihr versehene Bild sei ein Porträt des Weisen. Da über den Maler des Bildes anscheinend nichts bekannt ist, gibt es nur ein Argument, das in bündiger Weise alle Zweifel an der Echtheit des Fundes zerstreuen könnte, den Nachweis der Ähnlichkeit des Bildes mit dem Original. Wie trägt Herr Altkirch dieser Forderung Rechnung?

Bevor die Nachprüfung hier ans Werk geht, sei der Behauptung eines von Herrn Altkirch als Sachverständigen angerufenen „bedeutenden Spinoza-Kenners“ begegnet, dessen Resümee in den Worten gipfelt, wenn das neue Bild nicht den wahren Spinoza zeige, so müßten auch die übrigen bekannten Porträts des Philosophen einen anderen Spinoza als den Verfasser der „Ethik“ zeigen. Der hierin liegende Schluß ist nicht richtig.

Ähnlichkeit ist nicht Gleichheit. Die Bedeutung des Ausdrucks „ähnlich“ im geometrischen Sinne muß hier ausscheiden, weil die Proportionenlehre nur eine Variierung des Parallelenaxioms gibt; Parallele als Grade von einer Richtung sind aber identisch, sie illustrieren also den höchsten Grad der Gleichheit. Unter Ähnlichkeit verstehen wir aber etwas anderes.

Alle Gleichheit beruht auf dem Fundamentalsatze: Sind zwei Größen einer dritten gleich, so sind sie untereinander gleich. Nur da allein, wo diese Bedingung erfüllt ist, kann überhaupt von Gleichheit die Rede sein. Sagen wir zum Exempel a ist gleich b , so haben wir damit ausgesprochen, daß a wie auch b einem Dritten gleich ist, nämlich dem Maße, mit dem a und b gemessen werden mußten, damit

das Faktum ihrer Gleichheit festgestellt werden konnte. Wer Gleichheit oder — was ja erkenntnistheoretisch dasselbe ist — Ungleichheit ermitteln will, muß demnach unbedingt auf ein *Drittes* rekurrieren.

Ganz anders steht es aber um das, was wir Ähnlichkeit zu nennen pflegen. Zwei Objekte hängen in bezug auf ihre Ähnlichkeit davon ab, wieweit ihre Teile miteinander übereinstimmen. Je größer die Zahl der einander entsprechenden Teile ist, desto größer ist die Ähnlichkeit zwischen den beiden Objekten. Schon hieraus ist der Unterschied deutlich ersichtlich, der zwischen Gleichheit und Ähnlichkeit besteht: gleich (oder ungleich) können nur Einheiten (also Ungeteiltes), ähnlich nur Mehrheiten (also Geteiltes) sein. Um zwei Objekte als *ähnlich* bezeichnen zu können, müssen diese mindestens aus je zwei Teilen zusammengesetzt sein, wobei es an sich belanglos ist, ob die Objekte in diesen beiden Teilen oder nur in je einem übereinstimmen; denn sobald wir die Objekte *nur* als zwei Einheiten betrachten, die einander entsprechen, haben wir es schon mit der Gleichheit zu tun. Dies dürfte klar sein.

Ist es daher für die Konstituierung der Ähnlichkeit unerlässlich, daß wir die einander ähnlichen Objekte als zusammengesetzt, als Inbegriff ihrer Teile auffassen, so haben wir damit noch etwas anderes zugegeben. Bekanntlich sind die Teile stets die *bedingenden* Elemente des Ganzen, jene formen dieses. Folglich ist der Grad der Ähnlichkeit zwischen zwei Ganzen darauf gegründet, wieweit die miteinander übereinstimmenden Teile als mitgestaltende Bedingungen für die Erscheinungsweise dieser Ganzen gelten. Wir sind nun nicht imstande, die in den ähnlichen Objekten vorhandenen Gleichheiten zu isolieren, sie sind gewissermaßen an inkommensurable Elemente gebunden. Da es für das Vorhandensein der Ähnlichkeit, wie gesagt, außerdem darauf ankommt, daß die Abhängigkeit eines Objekts genetisch aus gewissen Bedingungen zur Einsicht gebracht wird, so haben wir es hier mit zwei empirischen Objekten zu tun: das Verhältnis der Teile zum Ganzen und das darin enthaltene bedingende Moment ist quantitativ nicht aufzulösen. Ähnliche, d. h. zusammengesetzte oder aus Teilen bestehende Ganze rekurrieren daher *nicht* auf ein Drittes, höchstens können die einander entsprechenden Teile der ähnlichen Objekte in bezug auf ihre Gleichheit geprüft werden. Um es anders auszudrücken: der höhere oder niedere Gleichheitsgrad ist hier *Realgrund* für die Erscheinungsart eines Gegenstandes,

und zwar eines solchen, dem wir das Prädikat des Ähnlichseins zuerkennen. Mit dieser Deduktion haben wir einen Blick hinter den erkenntnistheoretischen Sinn des Satzes getan, daß Gleichheit nur zwischen mathematischen Objekten herrschen kann, wogegen den Dingen höchstens Ähnlichkeit zukommt.

Man versteht jetzt, warum der oben herangezogene Fundamentalsatz alles Gleichseins nicht etwa so variiert werden darf: Sind zwei Dinge einem dritten ähnlich, so sind sie untereinander ähnlich. Jedes Dritte, mit dem ich die beiden Objekte vergleiche, würde ja zum Maß werden und nur Gleichheit oder Ungleichheit anzeigen, niemals aber Ähnlichkeit, d. h. das quantitativ nicht ausdrückbare Gebundensein der Gleichheit an das Empirische. Begründet ist dies darin, daß jeder Gegenstand nur zeitlich, d. h. in einem zufälligen und der Veränderung ausgesetzten Zustand aufgefaßt werden kann, während das Prinzip der Gleichheit alles Zeitliche bei der Betrachtung von vornherein ausscheidet; wollten wir zwei ähnliche Dinge auf ein drittes als von diesem abhängig beziehen, so müßten wir diesen dritten Gegenstand den beiden Objekten entsprechend in zwei verschiedene Zeitabschnitte stellen, wenn wir ihn mit dem zu vergleichenden Objekt unter dieselben Bedingungen bringen wollen, was doch geschehen muß. Demnach erhielten wir für jedes der beiden Objekte einen anderen (weil in einer anderen Zeit stehenden) Gegenstand und von „zwei Dingen, die einem dritten ähnlich sind“, wäre nicht mehr die Rede.

Die Anwendung dieser Folgerungen auf unsern Fall ist leicht gemacht. Es wurde, wie zum Beginn unseres Exkurses bemerkt, behauptet, daß die Möglichkeit ja am Ende nicht abzuweisen sei, daß jenes neu publizierte Bild nicht den wahren Spinoza zeige; dann zeigten uns jedoch, so wurde weiter geschlossen, auch die bislang anerkannten Porträts nicht den echten Spinoza, weil — dieser Untersatz liegt hier zugrunde — das neue Porträt in seinen Zügen den alten Bildnissen sehr verwandt sei. Nennen wir der Deutlichkeit halber das neue Porträt N, die als echt bekannten alten Bildnisse A und den Philosophen selbst, also das Original O, so ergibt sich folgender Syllogismus:

A ist ähnlich dem O

N ist ähnlich dem A,

woraus zu Unrecht gefolgert wird: N ist ähnlich dem O.

Logisch kann der Schluß, N (das neue Bild) ist dem O (dem Original) ähnlich, nur als Trugschluß rangieren. Denn in Wirklichkeit besagt er überhaupt nicht mehr, als im Untersatz schon enthalten war, nämlich, daß N dem A und damit dem O als dem Original von A ähnlich ist; über das Verhältnis von N zu seinem Original, das selbstverständlich in seiner zeitlichen Erscheinung nicht das gleiche, wie das von A sein kann — es soll hier sogar angeblich viele Jahre jünger als das von A gewesen sein — wird überhaupt nichts ausgesagt und kann auch nichts ausgesagt werden. Was wir höchstens folgern dürfen, wenn es hierzu überhaupt eines Schlusses bedarf, ist, daß sich in dem neuen Porträt verwandte Züge mit dem Urbild finden, das den bisher als echt bekannten Darstellungen Spinozas als Unterlage diente; über die Ähnlichkeit des neuen Bildes mit seinem ganz anders aussehenden Original können wir mittelst der beiden angewandten Schlußsätze nichts erfahren, und aus ihnen die Folgerung zu ziehen, das neue Bild müsse unbedingt echt sein, wenn nur die alten Bildnisse es wären, ist irrig; dies, wie gesagt, selbst dann, wenn die Ähnlichkeit zwischen dem neuen Porträt und den alten Bildern unzweifelhaft vorhanden und mit schlagenden Argumenten belegt wäre.

Für den Nachweis dieser wie jeder Ähnlichkeit zwischen Objekten ist die Erfüllung zweier Bedingungen unerlässlich. Einmal muß die mehr oder weniger große Übereinstimmung der Objekte (das in ihnen enthaltene Element der Gleichheit) aufgezeigt, das andere Mal müssen ihre Abweichungen voneinander (ihre Qualitäten) erklärt werden. Diese Gesichtspunkte pflegt jede Beschreibung von ähnlichen Dingen, gleichviel, ob bewußt oder naiv, zu berücksichtigen, und auch der Publizist des angeblich bisher unbekannt gewesenen Spinoza-Bildes verfährt so. Es ist auch ohne weiteres klar, daß wir uns bei der Begründung der Unterschiede zwischen den beiden bildlichen Darstellungen auf die Biographen des Philosophen und das hiermit im Zusammenhang stehende historische Material stützen müssen, während wir, um die Übereinstimmung des neuen Porträts mit den anerkannten Gemälden nachzuprüfen, nichts weiter zu tun haben, als uns beide Reproduktionen recht genau anzusehen. Herr Altkirch erleichtert sich dies, indem er die nach seiner Meinung ähnlichen Einzelheiten herausgreift und einander gegenüberstellt, eine Probe, die ihm völlig gelungen scheint.

Auf dem neuen Porträt wie auf den alten Bildnissen, so führt Herr Altkirch aus, ist die Hautfarbe des zur Darstellung gebrachten Antlitzes brünett. Es sei dahingestellt, wieweit die Maltechnik hier mitspricht und ob nicht im Laufe der Jahrhunderte eingetretene chemische Veränderungen den Farbenton der Gemälde umgewandelt haben; soviel steht aber fest, daß die Hautfarbe überhaupt nicht als ein individuelles Merkmal, vielmehr höchstens als das Kennzeichen einer Rasse gelten kann und mithin für die Identifizierung von Personen bedeutungslos ist. Auch die Augenbrauen — in unserem Falle ist ihre Ähnlichkeit auf den beiden Darstellungen übrigens mindestens fraglich — müssen hier außer Betracht bleiben, da sie an sich die Charakteristik eines Gesichts nicht bedingen; erst wenn das Mienenspiel sie in Bewegung setzt, kommt ihnen Bedeutung für den Ausdruck einer Seelenstimmung zu. Auf dem Bilde befinden sie sich im Ruhezustand, und gewölbte Augenbrauen, wie das neue Porträt sie zeigt, sind Tausenden und Abertausenden von Menschen gemein.

Von ungleich größerer Bedeutung für den Schnitt eines Gesichts ist die Nase, wie dies der Publizist des neuen Bildes auch richtig herausfühlt; denn er bemüht sich augenscheinlich, die Wiedergabe dieses wichtigen Gesichtsteils auf seinem Bild mit den bekannten Reproduktionen in Einklang zu bringen. Dabei gibt er zu, daß sein Porträt in dieser Beziehung allerdings auf den ersten Blick mit den anderen Bildnissen nicht ganz harmoniere, meint aber gleichzeitig, daß auch diese unter sich mancherlei Abweichungen hinsichtlich der Zeichnung der Nase aufwiesen. „Aber“, so resümiert er, „der Nasenrücken im Bereich der knöchernen Nase scheint mir sicher bei allen Bildnissen, auch bei dem neuen, der gleiche zu sein“. Da wir die Formgebung mehr oder weniger dem Talent und der Eigenart des Malers zuschreiben müssen, bleibt uns — o pedantische Naturen! — nichts übrig, als etwas zu prüfen, was für die Übereinstimmung der Nase auf dem neuen Porträt mit den anerkannten Darstellungen Vorbedingung bleibt, nämlich, wieweit das Verhältnis zwischen Mund und Nase auf beiden Objekten gleich ist. Hierin, d. h. in einem elementaren Erfordernis des Porträtierens, müssen die verschiedenen Darstellungen wohl oder übel einander entsprechen. Da, wie wir gesehen haben, alle Ähnlichkeit im Prinzip darauf beruht, daß Quantitatives (die Gleichheit) und Qualitatives aneinandergelockt sind und die

wissenschaftliche Prüfung, die wir vorzunehmen im Begriff sind, sich wie alle Wissenschaft nur auf Quantitatives anwenden läßt, werden wir, um uns die Ähnlichkeit des Verhältnisses zwischen Mund und Nase auf den Spinoza-Bildern erkennbar zu machen, unsere Zuflucht zum Messen nehmen müssen. Dies selbst auf die Gefahr hin, von diesem oder jenem Spinoza-Interpreten pedantisch gescholten zu werden; wogegen uns der Trost bliebe, daß es ohne einen gewissen Grad von Pedanterie nicht möglich ist, ernstlich Wissenschaft zu betreiben, wenigstens nicht eine solche, die emphatisch verkündete Analogien und mit Applomb vorgebrachte Behauptungen aus ihrem Bereiche verbannt.

Wir kannten bislang vier Bildnisse des Philosophen; voran der Stich, der den Opera posthuma beigegeben ist, dann das von Spinozas Hauswirt, dem Maler van der Spyk geschaffene Porträt (im Besitze der Königin von Holland), ferner das prächtige Gemälde, das in der Wolfenbütteler Bibliothek hängt (eine Kopie davon findet sich im Haag), und endlich das vor mehreren Jahren aufgefundene Bild von Wallerant Vaillant, das Eigentum eines Herrn Sulzberger in Philadelphia ist. Dieses an letzter Stelle genannte Bildnis ist wohl die Wiedergabe der Züge Spinozas, die mit ihrem Ausdruck von stiller Größe und überwundenem Leiden dem Beschauer am unwiderstehlichsten ans Herz greift.

Diese Bilder sollen, so erklärt der Publizist des neuen Porträts, in bezug auf ihre Darstellung der Nase untereinander abweichen. Lassen wir, wie es unsere Absicht war, die Form der Nase unberücksichtigt, und betrachten wir nur das Verhältnis zwischen Nase und Mund auf den Bildern, so werden wir mindestens eine wichtige Grundlage für die Ähnlichkeit dieses Gesichtsteils auf den verschiedenen Bildern erlangen. Wir messen die Nase, beginnend von der Nasenwurzel und endigend mit der Nasenkuppe (orbiculus), d. h. wir messen den ganzen Nasenrücken (dorsum, spina nasi); da allseitig zugegeben wird, daß die Nase des Philosophen geradlinig verläuft, haben wir mit Verkürzungen, die sonst je nach der Darstellungsart auf Porträts zum Ausdruck kommen, nicht zu rechnen. Die Länge der Lippenspalte stellen wir fest, indem wir die Entfernung der Mundwinkel voneinander messen; da die Porträts einschließlich des neuen Bildes sich darin ziemlich gleichen, daß sie den Kopf Spinozas beinahe en face mit einer nur ganz geringen Wendung ins Profil darstellen,

können die sonst aus einer abweichenden Kopfstellung wohl resultierenden Unterschiede in der Entfernung der Mundwinkel voneinander hier nur unbedeutend sein.

Das Verhältnis zwischen Nase und Mund auf den anerkannten Bildnissen des Philosophen wird durch die folgende Tabelle veranschaulicht: es verhält sich nämlich

	bei Vaillant	beim Bilde in den Op. posth.	bei v. d. Spyk	beim Wolfenb. Portr.
die Länge des Nasenrückens zur Länge der Lippenspalte	wie 15 zu 11	6,50 4,75	9,75 7	15,75 12
wodurch sich als Quotient ergibt	1,363	1,368	1,392	1,312

Auf den ersten Blick erkennt man, daß das Verhältnis auf den vier Darstellungen annähernd gleich ist; nimmt man von den als Quotienten gefundenen Zahlen den Durchschnitt, so erhält man 1,358, mit anderen Worten, der Nasenrücken ist ungefähr $1\frac{3}{8}$ mal, also, nahezu $1\frac{1}{2}$ mal so lang wie die Lippenspalte. Demgegenüber liefert die Messung der beiden Gesichtsteile auf dem neuen Bild ein ganz anderes Resultat: hier sind die Verhältniszahlen 13 für die Nase und 12 für den Mund, was einen Quotienten von 1,083 ergibt. Auf dem neuen Porträt sind Nasenlänge und Lippenspalte demnach ziemlich gleich lang. Der Maler des angeblich bislang unbekannt gewesenen Bildnisses müßte also, wenn dieses wirklich echt wäre, nicht einmal die elementarsten Proportionalsätze gekannt haben, sonst dürfte die Abweichung in den Verhältnisziffern nicht so beträchtlich sein. Daß in der Tat das neue Bild in bezug auf Darstellung der Nase von den übrigen Porträts erheblich verschieden ist, hat Herr Altkirch auch seinerseits bemerkt, meint aber dies damit erklären zu können, daß er die bisher bekannten Bildnisse als zu einer Zeit entstanden erklärt, wo der Meister schon schwer unter der Schwindsucht litt; in diesem Stadium, so ungefähr lautet die Argumentierung, fallen die Backen ein, wodurch die Nase hervortritt und länger erscheint. Das neue Bild hingegen soll aus einer Periode stammen, wo der Philosoph noch gesund war, ein volles Gesicht hatte und die Nase dadurch mehr durch die Wangen flankiert wurde.

Dies kann aber nichts daran ändern, daß Nase und Mund in bezug auf ihre Länge nachweislich in einem ganz anderen Verhältnis zueinander stehen, in einem Verhältnis, an dem auch die zerstörende Wirkung der Krankheit doch wohl nichts ändern konnte. Oder ist der knöcherne Nasenrücken infolge des Auftretens der Schwindsucht etwa länger, die Lippenspalte vielleicht kleiner geworden? Dies wäre dann eine von der Pathologie noch nicht erkundete Änderung der Physiognomie, die von der Schwindsucht hervorgerufen werden kann, die, so wunderbar sie an sich erscheint, doch noch übertroffen werden würde von einer anderen Beobachtung, die der glückliche Entdecker des neuen Porträts hinsichtlich der Lungentuberkulose faktisch gemacht haben will und die uns noch beschäftigen soll.

Von einigen ganz allgemein gehaltenen und auf einem rein subjektiven Empfinden beruhenden Redensarten über angeblich vorhandene Ähnlichkeiten zwischen dem neuen Porträt und den alten Bildnissen in bezug auf den Gesichtsausdruck abgesehen, hat der Publizist das ihm zu Gebote stehende Material der vermeintlichen Übereinstimmungen erschöpft; er geht nun an den zweiten Teil seiner Aufgabe, die offenbar vorhandenen Unterschiede des zur Diskussion stehenden Bildes von den bekannten Darstellungen zu begründen, wobei er nicht ohne guten Grund hauptsächlich die Wiedergabe von Haar und Barttracht des Philosophen einer Betrachtung unterzieht.

Sämtliche zurzeit als echt geltende Bildnisse des Philosophen zeigen diesen im lang herabwallenden, welligen Haar und mit einem glattrasierten Gesicht. Ganz im Gegensatz hierzu stellt das neue Porträt einen Kopf mit kurzen, schwarzen, krausen Haaren, wie sie etwa der Negerrasse eigentümlich sind, dar; außerdem ist hier Schnurrbart und Backenbart vorhanden. Welche Erklärung wird uns nun für diese ohne Zweifel wesentlichen Abweichungen gegeben?

Spinoza hat, so wird uns versichert, in seinen gesunden Jahren, d. h. also von Natur, k u r z e s und nicht, wie man es auf den Bildnissen sieht, langes krauses Haar gehabt; ebenso hat der Philosoph bis zu dem Zeitpunkte, wo er krank wurde, Schnurrbart und Backenbart getragen. Ein positiver Nachweis hierfür wird uns allerdings nicht geboten; der Entdecker des neuen Porträts glaubt, seine Behauptung genügend begründet zu haben, wenn er uns bedeutet, Spinoza habe in den Jahren, wo er an der Schwindsucht laborierte, unmöglich so volles Haar besitzen können, wie man es heute auf

den Bildnissen erblickt. Denn, so meint Herr Altkirch, die Schwindsucht sei eine „zehrende“ Krankheit, die wie alle „zehrenden Krankheiten“ die Haare zum Ausfallen bringe und struppig mache. Man müsse daher unbedingt annehmen, daß Spinoza, der auch auf ein gewinnendes Äußeres hielt, sich den Bart, als dieser borstig wurde, hätte wegrasieren, und daß er, um seinen gelichteten Scheitel zu verdecken, eine Perücke getragen hätte. In dieser Verfassung wäre sein Bild auf uns gekommen, das demnach eigentlich nicht das wahre Aussehen des Philosophen erkennen lasse.

Diese Deduktion stützt sich, wie man sofort sieht, auf den indirekten Beweis, das schwächste Argument, das die Logik in ihrer Waffenkammer stehen hat. Dabei wird angenommen — auf diese Annahme kommen wir noch zurück! — daß die alten Bildnisse Spinozas sämtlich zu der Zeit entstanden sind, wo der Philosoph schon schwer zu leiden hatte. Wäre das Gegenteil der Altkirchschen Behauptung, das Haar auf den anerkannten Porträts Spinozas sei falsch, zutreffend, d. h. also, hätte Spinoza in seinen letzten Lebensjahren ein so volles Haar gehabt, wie es die Bildnisse darstellen, so hätte er, immer nach der Ansicht des Herrn Altkirch, auch nicht schwindsüchtig sein können. Dies ist aber historisch nachgewiesen und, so schließt der erbauliche Beweis, die Ablehnung der Thesis von der Perücke, die Spinoza benutzt haben soll, würde demnach auf etwas Widersinniges führen. Quod erat demonstrandum!

Für die Beweiskraft dieses Schlusses kommt alles auf die Prämisse an, nach der Schwindsucht das Vorhandensein eines üppigen Haarwuchses ausschließen soll.

Der Verfasser dieser These geht davon aus, daß die Schwindsucht eine „zehrende Krankheit“ sei und wie alle „zehrenden Krankheiten“ mit Ausfallen und Zerstörung des Haupt- und Barthaares verbunden sei. Die heutige Medizin kennt eine besondere Klasse „zehrender Krankheiten“ überhaupt nicht, und es ist offenbar, daß jene Bezeichnung wohl der Lebensgeschichte Spinozas entnommen ist, in der es heißt, der Philosoph sei an der „zehrenden Schwindsucht“ gestorben. Bequemt man sich dazu, auf den Ausdruck „zehrende Krankheiten“ des näheren einzugehen, so wird man wohl auch im Sinne des Herrn Altkirch das Richtige treffen, wenn man darunter solche Krankheiten versteht, die die Kräfte des Patienten „aufzehren“. Allerdings wird man dann die Grenze sehr weit ziehen müssen;

denn wo gäbe es eine ernstliche Krankheit, die den davon Betroffenen nicht erschöpfte oder doch schwächte? Im höchsten Maße tritt ein Kräfteverfall da ein, wo es sich um Krebsleiden, z. B. Magenkrebs (*Carcinoma ventriculi*) handelt; dabei ist aber Haarausfall oder Haarschwund nicht beobachtet worden, und wenn man die große Zahl anderer „zehrender“ Krankheiten, sei es Diabetes, Arteriosklerose usw. heranzieht, so wird man die Behauptung, alle diese Leiden wären mit der Zerstörung der Haare verknüpft, als unzutreffend abweisen müssen.

Abgesehen von den eigentlichen Haar- und Hautkrankheiten und syphilitischer Verseuchung des Organismus, gibt es für den Mediziner nur einzelne Infektionskrankheiten, die eine deutlich ausgesprochene schädigende Einwirkung auf das Leben des Haares ausüben. Dies sind Typhus (*Typhus abdominalis*), Blattern (*Variola*) und Scharlach (*Scarlatina*). Hier beruht der Haarausfall auf den starken Infektionsgiften (Toxinen), die im Körper kursieren und die Häute in Mitleidenschaft ziehen. Angezeigt wird der enge Zusammenhang, in dem Toxine und Haar stehen, durch das als rote Fleckchen über die Haut verbreitete Exanthem des Scharlachs, durch die Roseola des Typhus und die Pusteln der Blatternkrankheit, als Mitursache des diesen Erkrankungen folgenden Haarausfalls ist wohl die ihren Ausgang begleitende Hautabschuppung und Hautablösung (*Desquamation*, für Typhus ist die *Miliaria crystallina* charakteristisch!) anzusehen.

Ganz anders stellen sich die Wirkungen der Lungenschwindsucht (*Phthisis pulmonum*) und deren Bereich im Organismus dar. Hier ist der Krankheitsherd auf das Lungengewebe beschränkt, und von einer Vergiftung des Blutes kann nicht wohl die Rede sein. Es ist demnach nicht einzusehen, auf welchem direkten Wege (d. h. durch Toxine) die Lungentuberkulose eine Zerstörung des Haares zustande bringen könnte; — der indirekte Weg, nämlich, daß die Schwindsucht, wie es viele andere Krankheiten auch tun, die Kräfte des Patienten aufzehrt und dadurch auch den Haarwuchs nachteilig beeinflußt, wird ernstlich kaum in Erwägung gezogen werden dürfen. Schon der oft floride Verlauf, der das Krankheitsbild der „blühenden Schwindsucht“ liefert, hätte den Verfechter der famosen Haartheorie darüber belehren können, daß selbst tiefgehende Verheerungen in den Lungenflügeln und den dadurch in Mitleidenschaft gezogenen inneren

Organen wesentliche Veränderungen im Aussehen des Kranken nicht hervorzurufen brauchen. Am wenigsten aber wird der Haarwuchs bei Erkrankungen an Schwindsucht betroffen; denn, um eine Zerstörung des Haares, wie Herr Altkirch es will, aus der Kräfteabsorption des Körpers zu deduzieren, dazu bedürfte es eines ganz anderen und weit höheren Grades von Unterernährung, als er mit der Tuberkulose einhergeht. Übrigens ist auch in Fällen, wo der Organismus infolge lange unzureichender Nahrungsaufnahme bedeutend geschwächt war, höchstens ein Stillstand des Haarwuchses, nicht aber ein Ausfallen oder gar ein völliger Schwund des Haares beobachtet worden, woraus deutlich hervorgeht, daß die Haare für ihre Existenz nur höchst geringe Forderungen in bezug auf die Hergabe von Nährstoffen an den Blutkreislauf stellen.

Die medizinische Wissenschaft muß nach dem allen die Voraussetzung, daß mit dem Fortschreiten der Schwindsucht auch ein Ausfallen der Haare verbunden sei, als durch die Pathologie und klinische Erfahrung nicht begründet ablehnen. Damit fällt das von dem Entdecker des neuen Bildes vorgebrachte Argument, der schwindsüchtige Spinoza könne in Wirklichkeit nicht den vollen Haarschmuck sein eigen genannt haben, in dem ihn die bekannten Darstellungen, zeigen, in sich zusammen. Aber noch ein anderer Umstand läßt es ausgeschlossen erscheinen, daß Spinoza, wie man uns glauben machen möchte, während seiner Krankheit eine Perücke getragen habe.

Über den Nachlaß Spinozas sind zwei notarielle Protokolle aufgenommen worden, das eine vom 21. Februar 1677 ist unmittelbar nach dem Tode des Weisen, das andere (aus zwei Teilen bestehend) ist vom 2. März 1677 abgefaßt. Gibt man selbst zu, daß in dem an erster Stelle genannten Inventarverzeichnis einiges ausgelassen ist, das sich in der später datierten Urkunde vorfindet, so ist doch mit Bestimmtheit zu schließen, daß sich aus dem zweiten ins kleinste Detail gehenden Protokoll wohl auch das Vorhandensein einer Perücke ergeben hätte, wenn Spinoza eine solche besessen hätte. Dazu kommt, daß es mit dem Besitze einer Perücke nicht getan zu sein pflegt; wer sich nicht für den Fall, daß seine Perücke reparaturbedürftig sein sollte, in Verlegenheit setzen will, muß unbedingt ein zweites Exemplar des künstlichen Haarersatzes vorrätig haben, eine Vorichtsmaßregel, die der alles weislich überlegende Spinoza gewiß am wenigsten außer acht gelassen hätte. Jedes Bäffchen, jedes Schnupf-

tuch, jedes Paar Socken wird in dem Notariatsprotokoll vom 2. März 1677 aufgeführt, nur von einer Perücke weiß die Urkunde nichts zu sagen: man kann deshalb mit Bestimmtheit annehmen, daß sich nichts dergleichen vorgefunden hat.

Auch der von Herrn Altkirch beliebte Zusatz, Spinoza wäre nur der Mode seiner Zeit gefolgt, indem er sich einer Perücke bediente, bedarf der Prüfung. Die Perücke kam als Ersatz für das natürliche Haar erst um die Mitte des 17. Jahrhunderts in Frankreich auf, nämlich in den letzten Regierungsjahren Ludwigs XIII. (1610—1643). Ihren Triumphzug an den Höfen Europas feierte sie indessen erst unter dem Sonnenkönig Ludwig XIV., erst unter ihm, der anfänglich von der Perücke nichts wissen wollte, eroberte sie sich die vornehme Welt und wurde eigentlicher Modegegenstand. Es ist mindestens fraglich, ob schon im Jahre 1665 — von dieser Zeit datiert Herr Altkirch die Krankheit des Philosophen — die Perückentracht modern gewesen ist; die Rembrandtschen Bilder, soweit sie ungefähr aus dieser Periode herrühren, sprechen eher gegen eine solche Hypothese, auch die Kunstgeschichte rückt die allgemeine Einführung der Perücke in die etwa um 1675 beginnende Epoche. Zu Lebzeiten Spinozas ist die Perücke somit wohl noch nicht die Modetyrannin gewesen, zu der man sie machen möchte, um nur die Echtheit jenes neuen Bildnisses zu erweisen.

So sieht es mit der Erklärung aus, die uns für die Abweichungen des neuen Gemäldes von den bekannten Darstellungen geboten wird. Einige weitere nun folgende Erörterungen können uns darin bestärken, die für das Aussehen Spinozas um das Jahr 1660 geforderte Haar- und Barttracht als unrichtig abzulehnen.

Um mit dem Backenbart, den Spinoza getragen haben soll, zu beginnen, so sei auf die ersten Biographen des Philosophen hingewiesen, gegen deren Beschreibung von dem Äußeren Spinozas ja auch der Interpret des neuen Bildes nichts einzuwenden hat. Nun schildert Lucas, der dem Philosophen eng vertraute Schüler, die Persönlichkeit seines Meisters ganz genau; er jedoch so wenig wie Colerus erwähnen etwas davon, daß Spinoza einen Bart getragen habe, was beide sicherlich erwähnt und näher beschrieben hätten, wenn es der Fall gewesen wäre. Denn die Erfahrung lehrt, daß man gewöhnlich nur von dem spricht, was vorhanden ist, während das Fehlende nicht erwähnt wird. Das Schweigen des Lucas und Colerus

in Hinsicht auf den Bart und die Barttracht ist mithin hier im negativen Sinne zu deuten.

Lucas schildert in seiner Biographie „La vie et l'esprit de Mr. Benoit de Spinoza“ (1719 Ausgabe H und N) den Philosophen mit den Worten: „Il avoit les traits du visage bien proportionnez, la peau fort brune, les cheveux noirs et frisez“ Für uns kommt es hierbei auf die Bedeutung des Ausdrucks „frisez“ an. Das Verbum „friser“ läßt sich nun in seinem Particip passé „frisé“ (altfranzösisch „frisez“) mit „gekräuselt“ und „kraus“ übersetzen, da im Französischen ebenso wohl kurzes oder langes, natürlich gelocktes wie auch künstlich gewelltes Haar mit „cheveux frisés“ bezeichnet wird. Hieraus läßt sich also für das Haar Spinozas nichts Genaues ermitteln: nach Lucas konnte der Philosoph in der Tat das kurze krause Haar haben, das den jugendlichen Kopf auf dem neuen Bildnis bedeckt. Dieser Zweifel löst sich, wenn wir die holländische Ausgabe — die französische ist an zahlreichen Stellen gefälscht — des Colerus (Amsterdam 1705) heranziehen. Dort heißt es in „Articul 8“: „zynde vry swart van vel, hebbende swart gekrult haar en lange swarte wingbrauwen“, „seine Haut war ziemlich schwarz, sein Haar schwarz und gekräuselt und die Augenbrauen waren lang und schwarz“. Nun wird im Holländischen ein strenger Unterschied zwischen der Bezeichnung für „kraus“ im Sinne von kurzem krausem Haar und „gekräuselt“ in der Bedeutung von welligem, aber langem Haar gemacht: für jenes wird das Adjektiv „kroes“, dagegen für gekräuseltes, lang herabhängendes Haar — und nur für dieses — das Partizip „gekruld“ (von „krullen“, „kräuseln“) gebraucht¹⁾. Colerus, der seine Beschreibung nach den Angaben von Spinozas Hauswirt van der Spyk und anderen Personen verfaßte, die den Meister noch gekannt hatten, hat also wörtlich erklärt, daß Spinoza herabflutendes, welliges Haar („gekrult haar“) hatte, und seine, d. h. des Colerus Schilderung dem kurzen krausen Haar, mit dem der Philosoph nach dem neuen Bildnis bekleidet gewesen sein soll, nicht im geringsten entspricht.

Diese Auslassung des Colerus benimmt uns auch jeden Zweifel darüber, wie das „frisez“ bei Lucas zu übersetzen ist, nämlich mit „gekräuselt“ im Sinne von „herabwallend“ und nicht mit „kraus“.

¹⁾ In dieser sprachlichen Untersuchung hat mich der um die Wissenschaft hochverdiente Herr Advokat J. A. Levy in Amsterdam unterstützt.

Die meisten, später als Colerus schreibenden Biographen Spinozas haben den Unterschied in der Bezeichnung des Haares nicht beachtet, was zum Teil dadurch veranlaßt sein mag, daß als Grundlage die bereits oben genannte, durch zahlreiche Einschübsel, Zusätze, Auslassungen und Fehler entstellte mangelhafte französische Übertragung des Colerus statt des holländischen Originals benutzt worden ist (sogar noch von Kuno Fischer!). Auch Herrn Altkirch hat allem Anschein nach nur die deutsche Schilderung des Aussehens Spinozas vorgelegen und ihm genügt, um das „krause Haar“ des Philosophen mit dem Krauskopf seines aufgefundenen Bildes zu identifizieren.

Wenngleich wohl kaum jemand die Zuverlässigkeit des Colerus, soweit sie die Beschreibung der Züge des Weisen betrifft, ernstlich bestreiten wird, so kann es doch nicht schaden, Spinoza selbst als Zeugen in dieser Sache zu hören. Er hat nämlich darüber gesprochen, wenn auch in einer anderen Zunge, als sie ihm sonst eigen war.

In Articul 5 (der holländischen Ausgabe) erzählt Colerus, er habe ein Heft in der Hand gehabt, das eine Anzahl von Spinoza angefertigter Zeichnungen enthalten habe. Sie stellten, so fügt der Biograph hinzu, vornehme Persönlichkeiten dar, mit denen der Weise in Berührung gekommen war und deren Gesicht er nach dem Gedächtnis mit Kohle oder Tinte abbildete. „Unter anderen fand ich auf dem vierten Blatte“, fährt Colerus fort, „einen Fischer im Hemde gezeichnet mit einem Fischernetz auf der rechten Schulter, ganz in der Weise, wie der berühmte neapolitanische Rebellenhauptling Masaniello in den Historienbildern („Historische Printen“) beschrieben wird. Herr Hendrik van der Spyk, sein letzter Hauswirt, sagte mir darüber, daß es Spinoza selbst auf ein Haar gleiche und daß er es ohne Zweifel nach seinem eigenen Gesichte entworfen habe.“ Wie sah nun der berühmte Masaniello, der Held der Auberschen Oper „Die Stumme von Portici“, dem der holländische Einsiedler sich verglich, wie sah diese zeichnerische Synthese Spinozas aus?

Saavedra gibt von Masaniello in wenigen Worten folgendes Porträt²⁾: „Les traits de son visage offraient une grande régularité et ses cheveux blonds s'enroulaient en bouches flottantes.“ Also herabflutendes Lockenhaar umwogte das Haupt

²⁾ Insurrection de Naples en 1647 de Don Angel de Saavedra, Duc de Rivas. Traduit de l'Espagnol par Léon d'Hervey de Saint-Denys, Amyot 1849, Bd. 1 S. 35.

des neapolitanischen Rebellen, und da Spinoza sich unter der Maske jenes Fischers abkonterfeien konnte, ist wohl nicht daran zu zweifeln, daß sein (Spinozas) Äußeres mit jener Folie übereinstimmte. Aber damit wäre für uns, die wir uns gegen die Richtigkeit der Darstellung auf dem neu aufgefundenen Bilde wenden, noch nicht viel gewonnen; denn sein Interpret würde immer noch behaupten, Spinoza habe sich porträtiert, als er schon eine Perücke trug, und es sei an uns, zu beweisen, daß jenes Selbstbildnis aus der Jugend des Philosophen stamme, d. h. aus einer Zeit, wo Spinoza noch nicht von der Schwindsucht ergriffen gewesen sei. Nur wenn das Selbstbildnis 1660 oder doch ungefähr um dieses Jahr, also in der gesunden Zeit Spinozas, entstanden sei, wenn sein Ursprung mithin etwa in die gleiche Periode falle wie das neuaufgefundene Porträt, nur dann würde dieses mit dem kurzen krausen Haar, in dem es den Denker zeigt, als nichtig anzusehen sein, da dann Spinozas eigenes Zeugnis doch wohl mehr zu bedeuten hätte als ein von fremder Hand bemaltes Holztäfelchen mit der Namensaufschrift „Spinoza“.

Ganz offenbar ist das Heft, von dem Colerus erzählt, dazu bestimmt gewesen, die Zeichenübungen Spinozas aufzunehmen. Dies erhellt daraus, daß sich unter den porträtierten Personen auch der Porträtist selbst — eben Spinoza in der Maske Masaniellos — befand; also haben wir es hier nicht etwa mit einer Porträtsammlung zu tun. Es fragt sich nun, wie Spinoza dazu veranlaßt worden sein mag, sich gerade in dem Habitus des neapolitanischen Rebellen darzustellen und wo er das Bildnis Masaniellos wohl vor Augen gehabt haben dürfte. Die Annahme Freudenthals, die Wahl jener Maske beweiße, daß der Philosoph auch den Begebenheiten der ausländischen Politik nicht gleichgültig gegenübergestanden habe, steht auf sehr schwachen Füßen; denn zur Zeit der Revolution in Neapel, im Jahre 1647, zählte Spinoza erst 15 Jahre und steckte noch zu tief im Talmud und in den Lehren der Rabbinen, als daß er sich mit weltlichen Dingen befaßt hätte. Freudenthal hat hier anscheinend den Jahresunterschied übersehen.

Wie von den Biographen Spinozas berichtet wird, war der Philosoph im Zeichnen Autodidakt; er hatte sich jedoch eine solche Fertigkeit in der Ausübung dieser Kunst angeeignet, daß er Personen nach dem Gedächtnis ziemlich ähnlich zu reproduzieren vermochte. Nachweislich fällt die Zeit, wo Spinoza sich mit seiner weltlichen

Ausbildung beschäftigte, um nicht für den geistigen Kampf, vielmehr auch für die Anforderungen des täglichen Lebens gerüstet zu sein, in die Zeit nach seiner Exkommunikation, d. h. von 1656 bis etwa 1660, also in das Alter von 24 bis 28 Jahren. In dieser Periode lag Spinoza vornehmlich seinen Studien ob, und neben dem wohl schon früher begonnenen und eifrig fortgesetzten Latein waren es namentlich die Übungen in der Zeichenkunst und der Unterricht in der Mathematik, mit denen die für die Entwicklung des großen Denkers bedeutungsvollen Tage ausgefüllt wurden. Den Unterricht in der Mathematik genoß Spinoza, wie Thomas Crenius (eig. Crusius) ausdrücklich erzählt, nicht bei van den Enden, vielmehr bei einem Italiener, auf dessen Namen Crenius sich nicht mehr besinnen kann. Es wäre möglich, daß Spinoza bei diesem italienischen Lehrer das Bild Masaniellos gesehen und sich bei Gelegenheit der mathematischen Lektionen darüber unterhalten hat; diese Vermutung wird dadurch unterstützt, daß ungefähr um jene Zeit das Heft mit den Zeichnungen entstanden sein muß, und da Spinoza nach dem Gedächtnis arbeitete, würde die bis ins einzelne gehende Wiedergabe der Tracht Masaniellos kaum sehr lange nach dem Zeitpunkt, wo Spinoza das Bild des rebellischen Fischers in sich aufgenommen hatte, geglückt sein. Nach alledem dürfte es feststehen, daß jenes Selbstporträt Spinozas, das diesen in langem, herabwallendem Haar darstellt, den holländischen Weisen als Jüngling noch vor seinem 30. Lebensjahr zeigt: damit ist das neue gänzlich abweichende Bild gerichtet!

Es ist übrigens noch gar nicht lange her, da hatte der Interpret des neuen Bildes selbst eine ganz andere Meinung von dem Aussehen des jungen Spinoza. Im 52. Jahrgang von „Westermanns Monatsheften“ (103. Band, 1. Teil — Oktober 1907 bis Dezember 1907 — Seite 213) vertritt Herr Altkirch die Ansicht, daß „wir es hier (nämlich in dem Wolfenbüttler Gemälde) mit einem Jugendbildnis Spinozas zu tun haben“. Damals muß der Publizist des neuen Bildes also selbst noch daran geglaubt haben, daß Spinoza auch in jungen Jahren langes, welliges Haar besessen hat; denn so zeigt das Wolfenbüttler Bildnis den Philosophen. Die Kenntnis, daß die Schwindsucht den Haarwuchs zerstören soll, dieses Herrn Altkirch gehörende Wissen dürfte der Erklärer des neuen Porträts aber wohl auch schon vor etwa zwei Jahren sein eigen genannt haben, und es ist für den logisch

Denkenden nicht recht einzusehen, warum er damals jenes Argument ignoriert hat, während er es jetzt ins Feld führt, um die Echtheit des neuen Bildes zu retten. Oder sollte die Weisheit von den Folgen der Lungenschwindsucht dem Erklärer erst aufgegangen sein, als ihm das neue Bildnis zu Gesicht kam? Dies wäre immerhin noch der Fall, der das Verfahren des Entdeckers wenigstens erträglich erscheinen lassen könnte. Aber auch dann durfte nicht verschwiegen werden, daß der Erklärer sich mit seiner jetzt aufgestellten Behauptung in Widerspruch mit dem setzte, was er früher über das Wolfenbüttler Gemälde geäußert hatte: dies mußte offen als Irrtum bekannt und, da es die Umstände nun einmal forderten, auch darüber Aufschluß gegeben werden, wie mit dem Anblick des auf Holz gemalten, kurzhaarigen Kopfes gleichsam inspiratorisch die Lehre vom Haarschwund durch Tuberkulose über den glücklichen Finder dieses Brustbildes gekommen sei! Das gewöhnliche Faktum der Assoziation reicht nämlich zur Erklärung dieser wunderbaren Begebenheit nicht aus.

Es bleibt jetzt noch übrig, kurz auf die Gründe einzugehen, die Herrn Altkirch bestimmen, die Zeit der Entstehung des aufgefundenen Bildes, d. h., das auf dessen Rückseite angegebene Jahr 1660, in die Lebensperiode des Philosophen zu verlegen, die das Schaffen des g e s u n d e n Spinoza umfaßt. Hören wir einmal, was uns hierüber vorgetragen wird.

In seinem vom 28. April 1665 datierten Briefe an Spinoza, so wird uns bedeutet, schreibt Oldenburg: „Ich war hochofret, aus dem jüngsten Brief der Herrn Serrarius zu ersehen, daß Sie leben und gesund sind und Ihres Freundes Oldenburg gedenken.“ Dagegen schreibt Spinoza dem Bresser um die Mitte des Juni 1665: „Zugleich bitte ich um etwas Eingemachtes von roten Rosen, wie Sie versprochen, obgleich ich mich jetzt viel besser befinde. Nachdem ich von dort abgereist war, habe ich einmal zur Ader gelassen, aber das Fieber ist damit nicht gewichen“ Daraus schließt der Publizist des neuen Bildes, daß Spinoza bis zum Ende des April 1665 noch gesund war und erst nach diesem Zeitpunkt die Krankheit des Philosophen einsetzte, um dessen Kräfte in einer zwölfjährigen Leidenszeit zu zerstören.

Es hat den Anschein, als ob dem Vertreter dieser Auffassung nur der deutsche Text von Spinozas Briefwechsel vorgelegen hat, vermutlich die Übersetzung von J. Stern (in der Reclamschen Uni-

versalbibliothek als Nr. 4553—4555 publiziert), die von Fehlern nicht frei ist und ganz andere Zwecke verfolgt, als sie eine streng wissenschaftlich gearbeitete Ausgabe zu berücksichtigen hat. Der Wortlaut des Originals hätte die oben wiedergegebenen Schlüsse über die Krankheit des Philosophen wohl kaum aufkommen lassen.

Alle Aussagen über die Gesundheit eines Menschen X können in zwei Rubriken untergebracht werden, je nachdem, ob X über seine eigene Gesundheit spricht, oder ob andere von der Gesundheit des X reden. Die Aussage der andern erstreckt sich auf die gesamte körperliche (oder geistige Beschaffenheit) von X; was X dagegen selbst von sich sagt, spiegelt stets nur seinen augenblicklichen oder doch nur eine kurze Zeitspanne umfassenden Zustand wieder. Sagt X, „es geht mir gut“, so ist dies zu übersetzen mit „ich fühle mich wohl“, und nur in dieser Bedeutung ist der Bericht von Serrarius zu nehmen, nach dem Spinoza „gesund war“. Offenbar hat Serrarius den Philosophen gesprochen und aus der Unterhaltung mit ihm den Eindruck gewonnen, daß Spinoza sich wohl fühle; vielleicht, ja höchstwahrscheinlich hat Spinoza die von Serrarius an ihn gerichtete Frage, ob es ihm gut gehe, bejahend beantwortet. Abgesehen von dem rein subjektiven Wert einer solchen Bestätigung, ist zu berücksichtigen, daß Spinoza in seiner unvergleichlich erhabenen Seelenstärke seine Umgebung selbst dann, wenn er schon unter der furchtbaren Krankheit zu leiden gehabt hätte, hiervon nichts hätte merken lassen. Vielleicht aus den eigenen Worten des Philosophen, sicher aber aus der Vollkraft des Geistes, mit der Spinoza das Gespräch führte, glaubte Serrarius schließen zu dürfen, daß Spinoza wohlauf sei, und in diesem Sinne muß er Oldenburg — dessen Redewendungen beweisen es — berichtet haben. Die Originalstelle ³⁾ lautet: *Gaudebam magnopere, cum ex nuperis Domini Serrarii literis intelligerem, te vivere et valere, et Oldenburgii tui memorem esse.* Oldenburg braucht — wohl nicht ohne Absicht — den Ausdruck *valere*, und zwar ohne die sonst übliche adverbiale Bestimmung *bene*. Man wird daher *valere* hier mit „bei Kräften sein“ übersetzen müssen, jedenfalls darf man es aber nicht mit „gesund sein“ verdeutschen, sofern man darunter ein über das subjek-

³⁾ J. van Vloten et J. P. N. Land, *Benedicti de Spinoza Opera*. Volumen posterius. Haag. Epistola XXV.

tive Kräftegefühl hinausgehendes Wohlsein versteht (wie ja auch valetudo allein, d. h. ohne einen Zusatz wie bona usw. nur den Gesundheitszustand überhaupt bezeichnet und höchstens, wenn der Zusammenhang es ergibt, mit Wohlbefinden übersetzt werden darf). Im Gegensatz hierzu darf Spinoza in seiner Antwort auf Oldenburgs Brief mit Recht des Freundes Gesundheit mit *bene valere* bezeichnen ⁴⁾. Denn Spinoza entnahm die Nachricht einerseits dem Inhalt des Oldenburgschen Schreibens, andererseits hatte er sich, wie er betont, mehrfach bei Huygens nach Oldenburg erkundigt und über dessen Gesundheit günstigen Bescheid bekommen; daraufhin durfte auch ein so vorsichtig abwägender Geist wie Spinoza wohl die Überzeugung vom *bene valere* des Freundes gewinnen. Schließlich zwingt, psychologisch betrachtet, der stilistische Aufbau jener oben zitierten Briefstelle dazu, das *valere* anders zu deuten, als es der Finder des neuen Bildes unter dem Einfluß der deutschen Übersetzung getan hat. Oldenburg spricht zuerst davon, daß er gehört habe, Spinoza sei am Leben (*te vivere*); was ist natürlicher, als daß Oldenburg mit dem nun folgenden *valere* die geistige Rüstigkeit des Freundes bezeichnet wissen wollte, des Freundes, dessen Briefe nur wissenschaftliche Fragen mit Oldenburg diskutierten? Daß die Schaffenskraft des Philosophen die alte geblieben sei, dies bestätigt zu sehen, war für Oldenburg die Hauptsache; ganz wie von selbst fügt sich hier das Gedenken an, das Spinoza dem Freunde bewahrt haben soll und das der diplomatisch gewandte Oldenburg gewiß nicht an der zitierten Stelle erwähnt hätte, wenn *valere* die körperliche Gesundheit des Philosophen bedeuten sollte, da dann einmal jeder Übergang zwischen den beiden Gedanken gefehlt und andererseits Oldenburg in plumper Weise seine eigene Persönlichkeit als den Inbegriff der Ideenwelt des Freundes in den Vordergrund gezogen hätte, was zu der Bescheidenheit, mit der Oldenburg überall in seinen Briefen auftritt, wenig passen würde. Das *valere* des 25. Briefes aus Spinozas Korrespondenz darf demnach nicht als Fundament benutzt werden, um den Zeitpunkt zu bestimmen, bis zu dem der Weise von der tückischen Krankheit verschont geblieben war, und die in dieser Beziehung angestellten Erörterungen sind, wie wir gezeigt haben, wissenschaftlich nicht begründet.

⁴⁾ J. van Vloten et J. P. N. Land, *Benedicti de Spinoza Opera*. Volumen posterius. Haag. Epistola XXVI.

Aber auch der Hinweis auf ein kürzlich bestandenes Fieber, den Spinoza in dem schon erwähnten 28. Briefe (an J. Bresser) gibt, verstatet es nicht, von hier ab, d. h. vom Sommer 1665 ab, Spinozas Krankheitstadium zu datieren. In der Korrespondenz des Philosophen befindet sich ein Brief, der zu den Offenbarungen des Meisters gehört, die den mystischen oder besser metaphysischen Grundzug seines Wesens hell beleuchten; dieser Brief ist vielleicht geeignet, einen Blick in die sonst mit einer gewissen Vorsicht gehütete Gedankenwerkstatt des großen Mannes tun zu lassen, in einem unbewachten Augenblick sind dem Philosophen Worte in die Feder geflossen, die er sonst wohl kaum ausgesprochen oder geschrieben haben würde. Gemeint ist der wundervolle Brief an Peter Balling (17. Brief der Korrespondenz ⁵⁾ vom 20. Juli 1664, in dem Spinoza den Freund über den Tod seines Kindes zu trösten sucht. Den erkenntnistheoretischen Gehalt dieses Schreibens auszuschachten, würde hier zu weit führen; vielleicht bietet sich hierfür demnächst eine andere Gelegenheit. Für den hier zu verfolgenden Zweck genügt es, wenn wir uns erinnern, daß Spinoza in jenem Briefe eines Vorkommnisses gedenkt, der sich in Rhynburg ereignet hat und den Philosophen selbst betraf. Dort hatte Spinoza schwer geträumt, u. a. auch von einem schwarzen, mit Aussatz behafteten Brasilianer, den er vorher niemals gesehen hatte; dies so lebhaft, daß ihn das Traumbild noch lange nach dem Erwachen verfolgte. An diese Erzählung knüpft Spinoza eine kurze Erklärung der Ursachen, aus denen seiner Meinung nach die Träume entstehen. *Effectus imaginationis ex constitutione vel Corporis vel Mentis oriuntur*, erläutert der Philosoph ⁶⁾ und fügt hinzu, daß nach der Erfahrung Fieber und sonstige Körperstörungen Delirien hervorrufen und Personen, die zu dickes Blut haben, sich allerlei Widerwärtigkeiten vorstellen. Spinoza rechnet nun die Ereignisse, die ihn in jener Nacht beschwert haben, zu den Erscheinungen, die aus solchen körperlichen Störungen hervorgegangen sind. Welcher Art die Unregelmäßigkeiten waren, die den Organismus des Denkers heimsuchten, darüber lassen sich die verschiedensten Vermutungen aufstellen; möglicherweise waren es Katarre der Respirationsorgane, an denen Spinoza zu leiden hatte und

⁵⁾ Vloten-Land. a. a. O. Epistola XVII.

⁶⁾ Vloten-Land a. a. O. Epistola XVII.

die — vielleicht nicht völlig ausgeheilt — die Disposition für die todbringende Schwindsucht schufen. Sei dem, wie es wolle, jedenfalls ist damit erwiesen, daß Spinoza schon in Rhynburg, also um 1663, demnach schon vor dem Jahre 1665 mit körperlichen Beschwerden zu tun hatte, und daß es sich nicht rechtfertigen läßt, gerade das Jahr 1665, weil dort vom Fieber Spinozas die Rede ist, als das erste Krankheitsjahr des Philosophen hinzustellen.

Wie vorsichtig man übrigens in der Benutzung von Briefstellen sein muß, mag eine Bemerkung zum 63. Briefe von Spinozas Korrespondenz — Schuller schreibt dem Spinoza — zeigen. Dort schreibt Schuller ⁷⁾: *Hanc itaque ob causam silui, contentus ex Amicis prosperam Tuam valetudinem interea percipere*, also von Freunden hat Schuller gehört, daß Spinoza sich gesund und wohl befindet! Dies im Juli 1675, d. h. etwa zwei Jahre vor des Philosophen Tode! Warum hat der Interpret des neuen Bildes nicht gefolgert, da jene Stelle einmal vorhanden sei, könne Spinoza bis zum Juli 1675 nicht an Tuberkulose gelitten haben? — Diese Annahme hätte sich allerdings wohl kaum mit der Behauptung, die bekannten Darstellungen zeigten uns Spinoza mit der Perücke, vertragen. Daß Schullers Worte hier nicht zutreffen, bedarf nicht erst der Erörterung; aber *a n s e h e n* sollte man sich doch wenigstens den Briefwechsel, bevor man irgendeinen gerade passend erscheinenden Brief herausgreift und auf einer mißverstandenen Satzstelle seine Beweise aufbaut!

Es hat, dies sei zum Schluß gesagt, den Anschein, als ob Spinoza, wenngleich seine Lungen immer schwach und empfindlich gewesen sein mögen, doch bei weitem nicht so lange an der Schwindsucht gelitten hat, wie man, seinen Biographen folgend, zu glauben wohl geneigt ist. In seiner Antwort auf die Anfrage des *F a b r i t i u s*, ob er eine ordentliche Professur in Heidelberg annehmen wolle, erwähnt Spinoza nichts davon, daß er irgendwelche Körperbeschwerden habe, obgleich ihm hier, wo er offenbar nach durchschlagenden Gründen, die sein ablehnendes Verhalten motivieren konnten, suchte, ein solcher Vorwand nicht unwillkommen gewesen sein dürfte. Bedenkt man außerdem, daß mit der Übernahme eines Lehramtes an der Universität auch rednerische Anstrengungen verbunden sind, die ein hochgradig Schwindsüchtiger — schon wegen des störenden Auswurfs, der Kehl-

⁷⁾ Vloten-Land. a. a. O. Epistola LXIII.

kopffaffektionen usw. — kaum zu überwinden vermag, so wird man wohl nicht mit Unrecht das Schweigen Spinozas über diesen Punkt in dem Sinne auslegen, daß zur Zeit der Abfassung des Schreibens an Fabritius, d. h. im März 1673, die eigentliche Tuberkulose noch nicht verheerend auf den Zustand des Denkers eingewirkt haben konnte. In biographischer Hinsicht stimmt überein, was P. Bayle in seinem „Dictionnaire historique et critique“ berichtet: „La Cour Palatine le souhaita et lui fit offrir une chaire de professeur en philosophie à Heidelberg. Il la refusa comme un emploi peu compatible avec le désir qu'il avoit de rechercher la vérité sans interruption. Il tomba dans une maladie lente qui le fit mourir à la Haie.“ Danach wäre Spinoza erst nach seiner Ablehnung der akademischen Würde erkrankt. In medizinischer Hinsicht ist nur zu sagen, daß die unheilbaren Phthisen durchschnittlich vier bis sechs Jahre dauern, ein Faktum, das unsere Hypothese, Spinozas Leiden sei im Jahre 1673, d. h. vier Jahre vor seinem Tode, noch im Anfangsstadium begriffen gewesen, völlig bestätigen würde.
